

Nach Jahrhunderten der Tradition, nach zwei Jahrtausenden männlicher Dominanz auf dem Stuhl Petri, geschah das Unvorstellbare – und es geschah mit einer Geschwindigkeit, die selbst die abgebrühtesten Vatikanbeobachter sprachlos machte. Das Konklave, einberufen nach dem Rücktritt von Papst Gabriel, stand unter den Augen der ganzen Welt. Fragen brannten in den Herzen der Menschen: Würde Jeanne d’Arc ihr Vermächtnis über die Jahrhunderte hinweg erfüllt sehen? Würde wirklich eine Frau auf dem Thron Petri Platz nehmen, zum ersten Mal in der Geschichte der Kirche? Vielen war klar, dass die Frauen eine geschlossene Front bilden werden, aber würden auch Männer das Vermächtnis der Jungfrau von Orléans ernst nehmen und es bewahren mit der Wahl einer Päpstin? Eine einfache Mehrheit wäre zu wenig, sie bräuchten ein 2/3 Mehrheit, der Menschen, die am Konklave teilnehmen.

Und tatsächlich: Das Konklave, das man als das größte aller Zeiten bezeichnete, endete schneller, als irgendjemand ahnen konnte. 254 Kardinäle und Kardinällinnen waren in den Vatikan gerufen worden. Denn Papst Gabriel hatte in einem Akt, der die Kirche erschütterte und zugleich erfrischte, 127 Frauen zu Priesterinnen geweiht und ihnen danach das Purpur verliehen. Nun saßen sie Schulter an Schulter mit den Männern, gleichberechtigt – zumindest auf dem Papier. Doch viele erzkonservative Kardinäle verweigerten ihre Teilnahme, ließen sich entschuldigen, weil sie es nicht ertragen konnten, Frauen in dieser Entscheidung gleichgestellt zu sehen. Am Ende waren es nur 201, die in die Sixtinische Kapelle eingeschlossen wurden.

Aber schon der erste Wahlgang brachte Klarheit. Kein Ringen, kein endloses Zögern, keine Machtspiele hinter verschlossenen Türen. Nur ein Name, der wie ein flüchtiges Flüstern durch die ehrwürdigen Hallen schwebte und zugleich wie ein Donnerschlag wirkte: **Maria-Therese von Avignon.**

Auf dem Petersplatz drängten sich Hunderttausende. Alte Frauen mit verkrampften Händen, die ihre Rosenkränze umklammerten. Junge Menschen mit leuchtenden Augen, die ihre Telefone erhoben, um diesen Augenblick festzuhalten. Pilger aus allen Kontinenten, in Flaggen gehüllt, verschwitzt und erschöpft, aber voller Erwartung. Fremde hielten einander an den Händen, einige murmelten Gebete, andere weinten still. Die Luft war schwer vor Spannung, als hätte die Welt selbst das Atmen eingestellt.

Doch nicht nur hier, in Rom, pulsierte dieser Moment. Millionen Augenpaare hefteten sich an die Bildschirme. In São Paulo füllten Menschen die Straßen wie zu einem Finale der Fussball-Weltmeisterschaft, in Kairo hielt ein Muezzin mitten im Gebet inne, in Sydney standen Menschen in Bars dicht gedrängt, das Bier vergessen. In New York kniete eine Frau vor dem Fernseher, in Lagos hockte eine ganze Familie in einem stickigen Zimmer, in Tokio stockte einem nüchternen Geschäftsmann plötzlich die Stimme. Überall war es dasselbe: die Ahnung, Zeuge von etwas zu sein, das größer war als Politik, größer als Tradition, größer vielleicht als Geschichte selbst.

Dann öffnete sich die Tür.

Maria trat hervor. Schlicht, weiß gekleidet, ohne Juwelen, ohne Pracht. Nur sie, ihr fester Blick, in dem Entschlossenheit und Milde zugleich leuchteten.

Die erste Päpstin.

Maria I.

Für einen Herzschlag herrschte auf dem Platz Totenstille, dann brach der Jubel los wie eine Flutwelle. Menschen schrien, lachten, weinten. Sie fielen sich in die Arme, sie sanken auf die Knie. Die Glocken des Petersdoms setzten ein, so mächtig, als wollten sie die ganze Welt aufwecken.

Maria hob die Hand, um zu sprechen.

Doch bevor ihre Stimme erklang, geschah etwas, das niemand jemals vergessen sollte: Der Himmel, eben noch grau und schwer, zerriss. Die Wolken wichen wie von unsichtbarer Hand, und die Sonne trat hervor – nicht in Gold, sondern in einem schimmernden, ätherischen Grün. Kein Licht, das blendete, sondern eines, das in die Herzen drang, tief, unausweichlich. Die Welt schien stillzustehen, als lausche sie einem unsichtbaren Atem.

Ein Murmeln erhob sich, das sich in einen Aufschrei der Ehrfurcht verwandelte. Menschen warfen sich nieder, beteten, sangen, weinten. Das Vaterunser wuchs aus Tausenden Kehlen, vereinte sich zu einem einzigen, machtvollen Klang. Vor den Bildschirmen rund um den Globus spiegelte sich das Gleiche: Straßen verstummten, Bars senkten die Stimmen, selbst in den Metropolen breitete sich für

einen Moment eine Stille aus, die niemand zu erklären wusste. Maria selbst kniete nieder, die Hände gefaltet, den Blick zum Himmel erhoben. Und die Welt betete mit ihr.

Doch nicht alle sahen in diesem grünen Licht ein Zeichen der Hoffnung.

In den Schatten des Balkons, verborgen vor der jubelnden Menge, standen einige alte Kardinäle. Ihre Gesichter waren zu Masken erstarrt, ihre Augen schmal und dunkel. Sie flüsterten, ihre Worte krochen wie Gift durch die stickige Luft. Für sie war das Licht kein Segen, sondern ein Fluch. Ein tödliches Omen, das in die Adern der Kirche sickerte, um sie zu vergiften, zu entweihen, zu zerstören.

„Ein Trugbild,“ zischte einer, kaum hörbar.

„Eine Täuschung,“ murmelte ein anderer, die Finger fest um sein Kreuz geschlungen.

„Die Apokalypse beginnt nicht mit Feuer – sondern mit einer Frau,“ hauchte schließlich einer und seine Stimme war so kalt, dass selbst seine Brüder erzitterten.

Und während draußen Hoffnung wie ein Sturm durch die Herzen der Gläubigen fegte, während der Jubel über den Petersplatz rollte wie Donner, formte sich in den Tiefen des Vatikans ein Widerstand.

Leise. Heimlich. Böseartig.

Die Geschichte der Päpstin Maria I. hatte begonnen. Und sie würde alles verändern.

Kapitel 1 – Herausforderungen

Vatikanstadt, Apostolischer Palast – Innenhof

Die Glocken von Sankt Peter schlugen sechs Mal, als Maria-Therese von Avignon durch den inneren Hof des Apostolischen Palastes schritt. Ihr weißes Gewand hob sich in der goldenen Morgensonne kaum vom hellen Steinboden ab, doch ihr Blick war schwer wie Blei. Der neue Tag brachte neue Hoffnung – und neue Last.

Sie war **die erste Frau auf dem Stuhl Petri**, gewählt im Konklave, das unmittelbar auf **Gabriels Rücktritt** gefolgt war. Ihr Name war vorher kaum bekannt gewesen – eine brillante Theologin, Doktorin beider Rechte, Leiterin eines Dikasteriums, aber stets im Schatten geblieben. Nun war sie Licht – und Blitzableiter.

Die Welt hatte auf sie reagiert wie ein Körper auf eine plötzliche Transfusion: **teils mit Erleichterung, teils mit Abstoßung.**

Viele Gläubige, besonders Frauen, hatten **gejubelt**, als Gabriel das Vermächtnis der Jeanne d'Arc enthüllt hatte. Seine letzte Ansprache, gefolgt vom symbolträchtigen Rücktritt, war eine Zeitenwende gewesen. Die **Aufhebung des Zölibats**, die **Einführung von Priesterinnen**, die **Weihe von 127 Frauen zu Kardinälinnen** – es war mehr geschehen in den paar Tagen, als im ganzen Jahrtausend davor.

Die Kirche erlebte einen Aufbruch, wie man ihn seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte.

Die Zahlen bewiesen es:

- Die **Eintrittszahlen in die katholische Kirche** hatten sich **mehr als verdoppelt.**
- Die **Priesterseminare waren ausgelastet**, vor allem, weil so viele Frauen sich nun berufen fühlten.
- In Afrika und Lateinamerika war ein regelrechter **geistlicher Frühling** entfacht worden.

Aber **jede Medaille hat zwei Seiten.**

Denn gleichzeitig war da der Groll. Der Hass. Die Angst.

Maria-Therese konnte es in den Gesichtern mancher Kardinäle lesen – auch wenn sie die Lippen zu einem pflichtschuldigen Lächeln verzogen, wenn sie vor ihr niederknieten.

Die neuen Gremien waren zur Hälfte weiblich besetzt – und **nicht jeder wusste damit umzugehen.**

Es gab Kardinäle, die sich seit Jahrzehnten unantastbar gefühlt hatten, und nun das Gefühl hatten, **ihre Macht bröckelte**.

Und es gab Schatten.

Ein Netzwerk, das sich selbst „**Die Alte Ordnung**“ nannte, formierte sich im Verborgenen. Ehemalige Kurien-Mitglieder, traditionalistische Priester, reaktionäre Laien. Männer, die sich ihrer „heiligen Mission“ verpflichtet sahen: **die Rückführung der Kirche zur „göttlich vorgesehenen Ordnung**“ – mit einem Mann an der Spitze, einer schweigenden Frau an seiner Seite, und einem zölibatären Klerus unter seinem Befehl.

Maria wusste, dass sie verfolgt wurde. Nicht mit Messern – noch nicht. Aber mit Worten, Blicken, Briefen, die keine Absender trugen. Es war wie ein leises Zischen hinter Wandteppichen.

Und dann war da **Tomasso Bernasconi**.

Der Verräter. Der Mann, der das Vermächtnis der Johanna von Orleans vernichten und den Papst und seinen Sohn ermorden.

Er saß in einer Zelle tief unter den vatikanischen Gärten. Noch wartete er auf seinen Prozess, aber seine Anhänger warteten nicht. Sie verbreiteten heimlich seine „Bekenntnisse“, versuchten, aus ihm einen Märtyrer zu machen.

Maria würde den Vatikan hoffentlich mit Weitblick, Gnade und Gerechtigkeit führen, aber sie wusste auch : **Gnade allein wird nicht reichen**.

Nicht in einer Kirche, die 2000 Jahre lang von Männern geführt wurde.

Nicht in einer Welt, die eine Frau auf dem Thron Petri wie ein Wunder – oder eine Bedrohung – betrachtete.

Sie blieb stehen und sah hinauf zur Kuppel von Sankt Peter.

„Herr, gib mir Weisheit, um das Feuer zu tragen. Und Demut, um nicht selbst zu brennen.“

Dann ging sie weiter – hinein in einen Tag voller Sitzungen, Schatten ... und dem immer lauter werdenden Zischen im Hintergrund.

Tagesagenda – Papstin Maria I.

Uhrzeit	Termin
07:00 Uhr	Morgengebet in der Capella Paolina (nur mit Berater:innen)
08:30 Uhr	Treffen mit Kardinal Ferrara und Kardinal Alessandro zum Sicherheitslagebericht
10:00 Uhr	Audienz mit dem Dikasterium für die Bischöfe – Thema: Frauenquote in Diözesen-Leitungen
11:30 Uhr	Privataudienz mit Delegation der Weltfrauenorganisation „Ecclesia Feminae“
13:00 Uhr	Mittagspause – in stiller Klausur
15:30 Uhr	Sitzung des Päpstlichen Rats für Ökumene – Thema: Reaktionen der islamischen Autoritäten
17:00 Uhr	Vesper im kleinen Kreis in der Sixtinischen Kapelle
19:00 Uhr	Abendessen mit Kardinälen und Vertreter:innen der neuen Orden
21:00 Uhr	Privates Treffen mit dem Kommandeur der Schweizergarde – Thema: Haftstatus von Tomasso Bernasconi

Vatikan – Privates Arbeitszimmer der Papstin

Die große Standuhr im Eck des Raumes schlug neun Mal, jeder Schlag schwer wie ein Hammerschlag in die Stille. Maria-Therese saß bereits an ihrem wuchtigen Schreibtisch aus dunklem Walnussholz. Auf der glänzenden Oberfläche lag nur eine kleine Lampe, deren Licht wie ein Kreis aus Wärme gegen die Schatten ankämpfte, die sich in den hohen Gemächern sammelten.

Die Tür öffnete sich. Matteo Ricci, der neue Kommandeur der Schweizergarde, trat ein. Seine Haltung war stramm wie immer, fast unerschütterlich, doch in seinen Augen glomm eine Unruhe, die er kaum zu verbergen vermochte.

„Eure Heiligkeit“, sagte er mit tiefer Stimme und verbeugte sich knapp. „Danke, dass Ihr mich noch so spät empfangt.“

„Bitte, Kommandeur“, erwiderte Maria und neigte leicht den Kopf. „Es geht um Tomasso Bernasconi. Ich brauche einen klaren Überblick. Aber zuerst – sagt mir: Wie ergeht es Euch in Eurem neuen Amt?“

Ricci, noch immer in der Uniform, die in der Dämmerung wie eine Rüstung glänzte, trat näher. Die Hände verschränkt hinter dem Rücken, nickte er ernst.

„Ich bin noch immer bewegt von dem Vertrauen, das Ihr mir entgegenbringt. Viele

meiner Kameraden haben meine Ernennung mit gemischten Gefühlen aufgenommen – manche fühlten sich übergangen. Aber ich verspreche Euch: Ich werde dieses Vertrauen mit Taten rechtfertigen.“

Ein Schatten huschte über sein Gesicht, dann sprach er weiter:

„Doch nun zum Kern. Kardinal Ferrara und Kardinal Gambini haben Euch geraten, Bernasconi ohne Prozess auf unbestimmte Zeit einzusperren. Ihre Sorge ist berechtigt: Sobald er ein Forum erhält, wird er es nutzen, um Hass zu säen. Für ihn sind Mikrofone Altäre, Kameras Kanzeln.“

Maria verschränkte die Hände vor sich. Ihre Augen waren ruhig, doch von fester Entschlossenheit durchdrungen.

„Ich weiß, Kommandeur. Und ich weiß auch, dass Ihr mir treu seid. Papst Gabriel selbst hat Euch empfohlen – einem Mann, dem ich mein Leben anvertrauen würde. Aber versteht mich: Ich kann keinen Menschen ohne Verfahren in den Tiefen dieses Palastes verrotten lassen. Wir sind nicht die Inquisition. Das wäre Verrat an allem, wofür wir stehen.“

Ricci schwieg einen Moment, als müsse er den Mut sammeln, seine nächsten Worte auszusprechen. Dann trat er noch einen Schritt näher.

„Eure Heiligkeit... Tomasso verändert sich. Ich besuche ihn regelmäßig, aus Sicherheitsgründen. Anfangs sprach er von Eurem Irrweg, von Blasphemie und Verrat an der Tradition. Seine Worte sind gefährlich – er hat eine Gabe, die Menschen zu verunsichern, sie in seine Sichtweise hineinzuziehen.“

„Und jetzt?“ fragte Maria leise.

Riccis Stimme senkte sich.

„Jetzt spricht er nur noch in Bildern der Gewalt. Er beschreibt, wie er Euch erwürgen wird. Wie er Papst Gabriel mit bloßen Händen das Herz aus der Brust reißen möchte. Wie er Ferrara und Alessandro an Kreuze nageln will. Seine Worte sind krankhaft detailreich. Er lacht, während er spricht – und manchmal, kurz danach, weint er. Er sieht sich selbst als Opfer. Als Märtyrer.“

Maria schloss für einen Moment die Augen. Ein schwerer Atemzug hob und senkte ihre Brust.

„Und dennoch... ist er ein Mensch. Wenn ich ihm den Prozess verweigere, mache ich ihn erst recht zum Märtyrer für jene, die ihm folgen. Und schlimmer noch: Ich zeige der Welt, dass wir selbst Angst vor der Wahrheit haben.“

Ricci atmete tief durch. Sein Gesicht war hart, aber seine Augen baten beinahe um Gehör.

„Ich werde die Sicherheitsmaßnahmen verschärfen lassen. Doch ich flehe Euch an: Keine Öffentlichkeit. Keine Kameras, keine Aufzeichnungen. Wenn Ihr auf einem Verfahren besteht, dann in einem internen Rahmen. Denn seine Worte sind nicht nur Worte. Sie sind Waffen.“

Langsam, mit der Ruhe eines wohlüberlegten Urteils, nickte Maria.

„Dann soll es ein vatikanisches Tribunal sein – ohne Zuschauer, ohne Spektakel. Aber mit Gerechtigkeit. Und mit Barmherzigkeit. Das ist der Unterschied zwischen ihm und uns.“

Ricci salutierte, straff und lautlos. „Wie Ihr befiehlt, Eure Heiligkeit.“

Als die Tür sich hinter ihm schloss, blieb Maria allein zurück. Der Raum wirkte nun größer, leerer. Ihr Blick glitt zu dem Wandbild der Madonna mit dem Kind. Einen Moment verharrte sie, dann flüsterte sie:

„Herr, gib mir die Kraft, Gerechtigkeit zu üben – und die Demut, dabei das Mitgefühl nicht zu verlieren.“

Vatikan – Büro von Kardinal Ferrara, Sicherheitsabteilung

Kardinal Ferrara starrte auf den Ausdruck in seiner Hand. Die Kameraüberwachung war in dieser Stunde noch Routine – zumindest glaubte das die halbe Welt. Aber was er da vor sich hatte, war alles andere als Routine.

„Sind Sie sicher, dass das von ihm stammt?“ fragte er den jungen Analysten neben sich.

„Handschriftlich verfasst, direkt im Zellenbereich aus dem Müll gezogen, bevor es durch den Schacht entsorgt wurde. Wir haben zwei weitere Briefe gefunden. Alle adressiert an denselben Namen: *Charbonneau*.“

Ferraras Augen verengten sich. „Kardinal Louis Charbonneau.“

Ein Name, der in bestimmten Kreisen wie eine Flamme durch trockenes Stroh ging.

Er nahm den Brief, trug ihn unter Verschluss in sein Besprechungszimmer und ließ sich schwer in den Sessel fallen. Er las:

*Eminenz, Vater im Geiste,
ich lebe noch. Und sie glauben, mich gebrochen zu haben. Doch mein Glaube ist
stärker denn je. Gabriel hält sich für gesalbt – in Wahrheit ist er der Antichrist
im Gewand eines Heiligen. Er hat das heilige Zölibat vernichtet, den Tempel
entweiht und Frauen auf den Altar erhoben. Ihr werdet mich retten, ich weiß es.
Und wenn die Zeit gekommen ist, werde ich an Eurer Seite stehen, um den Stuhl
Petri von dieser Blasphemie zu reinigen.
Für den wahren Weg,
Tomasso B.*

Ferrara lehnte sich zurück. Seine Finger kribbelten. Er hatte es geahnt, aber nun war es bewiesen: **Tomasso hatte Kontakt zur „Alten Ordnung“ – und der Drahtzieher war Charbonneau selbst.**

Kardinal Louis Charbonneau – Erzbischof von Lyon, älter als viele seiner Kollegen, und berüchtigt für seine harschen Predigten. Er war ein Mann, der öffentlich behauptete, dass *„Frauen aus der Rippe des Mannes gemacht wurden, und sie deshalb nur als Diener und nicht als Führer gedacht seien“*. In Rom hatte man ihm lange die Stirn geboten – nun wusste Ferrara, dass er im Untergrund seine ganz eigene Kirche aufbaute.

Ferrara diktierte eine Sprachnotiz an sich selbst:

*„Der Einfluss der Alten Ordnung wächst. Charbonneau baut ein Netz auf. Wir
müssen seine Bewegungen überwachen – diskret. Und die Päpstin informieren.
Aber vorsichtig. Ein falsches Wort, und sie steht alleine.“*

Er griff zum Hörer. Alessandro musste informiert werden und auch die heilige Mutter. Das hier war nicht mehr nur eine innere Unruhe. Es war der Anfang eines geplanten Umsturzes.

Ein kalter Gedanke schob sich in Ferraras Bewusstsein:

Sie hatten Tomasso unterschätzt.

Vatikan, Nordflügel – Büro von Kardinal Alessandro Gambini

Der Regen peitschte gegen die Fenster wie vergessene Gebete, die sich im Wind verloren. Kardinal Alessandro Gambini saß still an seinem Schreibtisch, die Hände verschränkt, als Kardinal Emilio Ferrara eintrat – das Gesicht angespannt, die Schritte fest, als trüge er eine Last, die schwerer war als Worte.

Er legte ein dickes, in Leder gebundenes Dossier auf den Tisch. „Ich wollte warten, bis ich sicher bin. Jetzt bin ich es.“

Alessandro hob die Augenbrauen. „Was ist das?“

„Ein Dossier über Kardinal Lucien Chabonneau. Der eigentliche Kopf der sogenannten *Alten Ordnung*. Die Nachricht von Tomasso – ich habe sie abgefangen. Sie war an ihn gerichtet.“

„Ich verfolge ihn seit mehreren Monaten. Unauffällig. Es begann mit Gerüchten über informelle Treffen außerhalb des Vatikans. Immer dieselben Personen: konservative Bischöfe, altgediente Kurien-Mitglieder – einige mit offen frauenfeindlicher Haltung, andere mit Verbindungen zu ultranationalistischen Gruppierungen.“

Alessandro hob eine Braue. „Er ist Teil der ‚Alten Ordnung‘?“

„Nicht nur Teil. Ich glaube, er ist einer der Drahtzieher. Tomassos Botschaft war verschlüsselt, aber eindeutig: ‚Die Zeit ist reif. Die Mutter muss fallen. Die Schlüssel gehören den Vätern.‘“

Alessandro griff nach dem Dossier, doch Ferrara hob eine Hand. „Lass mich dir vorlesen. Es ist besser so. Ich habe es selbst geschrieben, nicht getippt und meine Handschrift ist gelinde gesagt unleserlich.“

Er schlug die erste Seite auf und begann mit fester, klarer Stimme:

„Lucien Chabonneau. Geboren 1963 in Lyon. Studium in Lyon, Avignon, Rom und Beirut. Sprachenkünstler. Einflussreicher Theologe. Professur am Institut Catholique de Paris.

Als junger Mann war er eine Lichtgestalt. Er promovierte in Theologie und Philosophie. Wir dachten immer, er sei ein Anhänger Gabriels, aber nach dem Vermächtnis von Johanna zeigte er sein wahres Gesicht. Er ist ein klarer Verfechter der alten Strukturen, ein erzkonservativer Kardinal, der Maria vom Stuhl Petri verdrängen will. Er ist der dunkle Spiegel der alten Kirche.“

„Chabonneau ist der Kopf eines Netzwerks aus Kurienmitgliedern, konservativen Kardinälen, ultranationalistischen Laienorganisationen und – erschreckenderweise – religiösen Fundamentalisten anderer

Weltreligionen. Er hat vermutlich innerhalb von Wochen die „alte Ordnung“ aufgebaut, eine Organisation, die an die Herrschaft des Mannes glaubt und diese mit allen Mitteln verteidigen wird.“

Alessandro runzelte die Stirn. „Wie meinst du das?“

Ferrara blätterte weiter.

„Seit Wochen führt er geheime Dialoge mit Vertretern islamischer Institutionen – darunter zwei Großmuftis. Es sind keine theologischen Gespräche. Es sind Machtverhandlungen. Chabonneau bietet Einfluss – sie bieten Unterstützung. Denn die Rebellion der Frauen betrifft nicht nur unsere Kirche.“

Ferrara hob den Blick. „Du hast sicher gesehen, dass in Marokko, Indonesien, selbst im Iran junge muslimische Frauen mit dem Pergament in der Hand demonstrieren. Das Wort *Jeanne d’Arc* ist zu einem Symbol geworden. Und das gefällt den alten Männern dort genauso wenig wie den alten Männern hier.“

„Die Offenbarung von Johanna – dass Gott Frauen an der Spitze seiner Kirche will – ist für viele eine theologische Atombombe. Sie sagen: Wenn sogar die katholische Kirche das akzeptiert, dann ist es nur eine Frage der Zeit, bis es ihre Welt erreicht. Ihre Minarette. Ihre Moscheen.“

Alessandro schüttelte langsam den Kopf. „Das ist... größer, als ich dachte.“

Ferrara schloss die Akte und sah ihn fest an. „Chabonneau koordiniert all das. Er ist der Hirte der Reaktion. Er benutzt religiöse Sprache, um politischen Einfluss zu sichern. Und er ist bereit, alles zu tun, um Maria Therese zu stürzen. Notfalls mit Gewalt.“

„Weiß sie davon?“, fragte Alessandro leise.

„Noch nicht. Ich wollte zuerst mit dir sprechen. Denn diese Nachricht von Tomasso – sie war eindeutig. Chabonneau bereitet *etwas* vor. Und wenn wir es nicht aufdecken, wird es nicht nur die Päpstin treffen. Es wird alles zerstören, wofür Gabriel gekämpft hat. Und wofür Jeanne gestorben ist.“

Ein Moment der Stille. Nur das Ticken der Uhr und das Prasseln des Regens.

Dann fragte Alessandro leise: „Sollen wir Maria Therese informieren?“

Ferrara seufzte. „Das ist die Frage. Einerseits braucht sie jede Information. Andererseits... was, wenn wir zu früh handeln? Wenn sie ihn konfrontiert, ohne dass wir alles belegen können? Es könnte die Fronten verhärten. Er sitzt tief drin. Im interreligiösen Rat, im Konklave, in zwei Dikasterien. Er hat sehr viele Freunde hier im Vatikan.“

„Und wenn wir schweigen, wächst die Bedrohung“, sagte Alessandro. „Ein Kardinal, der Mordaufrufe deckt, ist keine Schachfigur – er ist ein Brandherd.“

Ferrara sah ihn ernst an. „Ich brauche deine Einschätzung. Du kennst sie besser als ich. Ist sie bereit für das? Ist sie bereit zu erfahren, dass ihr Feind längst im Haus sitzt?“

Alessandro blickte auf die Kerzenflamme auf seinem Tisch. Lange. Dann sagte er: „Ja. Sie muss es wissen. Aber wir sagen es ihr... unter vier Augen. Morgen früh und wir bringen Beweise mit.“

Ferrara nickte. „Ich werde alles vorbereiten.“